

*Predigt am Ewigkeitssonntag, 20. November 2011, in der Auferstehungskirche Großhansdorf-Schmalenbeck, von Pastor Dr. Christoph Schroeder*

Liebe Gemeinde,

wer zum Friedhof geht, taucht in eine andere Welt ein. So kommt es mir jedes Mal vor, wenn ich zwischen den beiden steinernen Torpfeilern Bei den Rauhen Bergen hindurchgehe. Die lange, hohe Lindenallee liegt vor mir. Mich umfängt dämmriges Licht; unwillkürlich sehe ich nach oben. Fast senkrecht streben die Äste der Linden himmelwärts. Erst in großer Höhe fließen sie zusammen. Als hätte ich das langgestreckte Schiff eines gotischen Doms betreten. Das Dach, das sich über mir wölbt, verströmt Geborgenheit. Die Geräusche der Straße nehme ich kaum noch wahr. Nichts lenkt mich ab. Links und rechts gehen zwar Wege ab; fahles Licht fällt ein wie durch hohe, zwischen die Bäume gebrochene Fenster. Aber magisch zieht mich das Licht am Ende dieses wundersamen Tunnels an. Darauf bewege ich mich zu.

Rechts die Kapelle, davor ein freier Platz, von dem in alle Richtungen die labyrinthartig angelegten Wege ausgehen: In einen Garten mit Zypressen und Wacholder, japanischen Kirschen, Rhododendren und dahinter die Eichen, die in den Wald übergehen, der alles schützend umgibt. „Geh aus mein Herz und suche Freud“ - dies Sommerlied kommt mir an diesem grauen Novembermorgen in den Sinn. „Welch hohe Lust, Welch heller Schein, wird wohl in Christi Garten sein!“

„Und ich sah einen neuen Himmel und eine neue Erde; denn der erste Himmel und die erste Erde sind vergangen, und das Meer ist nicht mehr. Und ich sah die heilige Stadt, das neue Jerusalem, von Gott aus dem Himmel herabkommen, bereitet wie eine geschmückte Braut für ihren Mann. Und ich hörte eine große Stimme von dem Thron her, die sprach: Siehe da, die Hütte Gottes bei den Menschen! Und er wird bei ihnen wohnen, und sie werden sein Volk sein, und er selbst, Gott mit ihnen, wird ihr Gott sein; und Gott wird abwischen alle Tränen von ihren Augen, und der Tod wird nicht mehr sein, noch Leid und Geschrei noch Schmerz wird mehr sein; denn das Erste ist vergangen.“

Ich betrete den Garten, folge einem der Wege, dann einer Abzweigung. Es ist wirklich wie in einem Labyrinth. Jedes Grab wie eine Miniatur, liebevoll gepflegt, zum Teil schon winterfertig gemacht. Vor einem bleibe ich stehen. Aus dem schlichten Stein ist oben eine Treppe herausgemeißelt. Wohin führt sie? Eine Himmelsleiter. „Er zog aber seine Straße fröhlich“ ist die Inschrift darunter. Ich erinnere mich gut an den großen, lebensfrohen, Wärme und Zuversicht ausstrahlenden Mann: Als der Krebs sein böses Werk begann, hat er ihm die Stirn geboten. Ein Bild hat sich mir eingeprägt. Wenn er mit der U-Bahn zur Chemotherapie nach Hamburg fuhr, zog er einen Anzug an. Was für eine innere Haltung! Und was für ein inneres Einverständnis, wenn die Angehörigen dann so den Grabstein gestalten!

Es ist kalt und der Nebel will nicht weichen. Die feuchte Kälte kriecht unter die Jacke. Ein Schwarm Krähen fliegt Richtung Wald und zerstört die Stille mit seinem Gekrächze. Aus vielen Gesprächen weiß ich: Die Lücke, die der Tod reißt, kann einen zerreißen. Die Angehörigen fühlen sich zuerst wie betäubt. Sie spüren sich nicht mehr. Sie funktionieren einfach. Als wäre ihnen etwas amputiert worden. Erst nach und nach sickert das Wissen ein, dass der Verlust unwiederbringlich ist. Der Tod zerstört; er hinterlässt Unordnung und Trümmer. Er zerreißt Beziehungen und hinterlässt die Zurückbleibenden leer und ausgebrannt. Auch Wut ist dabei. Warum hat er mich im Stich gelassen? Warum soll ich überhaupt noch weiter leben?

Was kann einen da trösten?

An einem verwitterten Stein bleibt mein Auge hängen: „Der Herr ist mein Hirte“ steht darauf. Bilder einer Trauerfeier hier in der Kirche im vergangenen August steigen in mir auf. Nur 49 Jahre alt war die Verstorbene geworden. Ein aggressiver Krebs. Der 23. Psalm hatte sie getröstet. „Und ob ich schon

wanderte im finstern Tal, fürchte ich kein Unglück, denn du bist bei mir. Dein Stecken und Stab trösten mich.“ Diese Gewissheit hatte sie begleitet auf ihrem Leidensweg.

„Gutes und Barmherzigkeit werden mir folgen mein Leben lang und ich werde bleiben im Hause des Herrn immerdar.“ Ich bleibe eine Weile stehen. Was mich an der Predigt von Altbischof Kohlwege bei dieser Trauerfeier so berührt hatte, war die Anrede an die engsten Angehörigen. „Diesen Psalm müsst ihr jetzt ganz neu für euch buchstabieren lernen. Das ist jetzt eure Aufgabe. Eure Verstorbene hat euch dieses Vertrauen vorgelebt. Tut es ihr nach. Damit ihr durch das Dunkle hindurch das helle und freundliche Angesicht Gottes wieder seht.“

Ein seltsamer Trost. Unsentimental. Ein Trost, der das Dunkle und Unbegreifliche stehen lässt, es nicht weg redet. Ein Trost, der in Bewegung setzt. Er weist einen Weg, den man gehen kann. Und wenn man dann auf dem Weg ist, rückt das Verlorene in einen anderen Horizont. Ein wahrhafter Trost, ein Trost, der aufrichtet, stark macht und einen wieder Boden unter den Füßen spüren lässt.

Langsam schafft die Sonne es, den Nebel zu vertreiben. Jetzt suche ich nach einem bestimmten Grab. Eine niedrige hölzerne Bank steht daneben, durch ein Schloss gesichert. Der hierher kommt, freut sich auf das Zwiegespräch. Hier kann seine Seele zur Ruhe kommen. Da will er keine böse Überraschung erleben. Ich bin erleichtert. Die Bank ist noch da. Was mag dem, der so regelmäßig hierher kommt, durch den Kopf gehen?

Zum Abschiednehmen gehört es, die Erinnerungen an den geliebten Menschen ganz intensiv werden zu lassen. Die Erinnerungen kann einem keiner nehmen. Zum Abschiednehmen gehört es, sich bewusst zu machen, welche Saiten der geliebte Mensch in mir zum Klingen gebracht hat. Diese Saiten sind mit seinem Tod nicht verloren. Sie bleiben ein Teil meiner Person. Große Ängste gehören dazu: Wie gehe ich mit dem Alleinsein, der Einsamkeit um? Aber auch, was habe ich bei dem anderen abgeladen, das nun wieder Teil meiner Person werden muss? Zum Abschiednehmen gehört, zu erkennen, welche Dinge mir der andere bisher in meinem Leben abgenommen hatte, die ich nun selber übernehmen muss. Was habe ich an ihn delegiert? Das tägliche Kochen. Behördengänge. Vielleicht aber auch die Außenkontakte zu den Kindern, Verwandten, Freunden. Das muss ich nun in die eigene Verantwortung nehmen. Das ist eine große Aufgabe. Ich muss einiges verloren geben. Anderes kann ich in mein Leben integrieren.

An einer Forsythie sind mitten in diesem sonnigen November vereinzelt gelbe Blüten zu sehen. Eine ältere Frau deckt ein Grab mit Tannenzweigen ab. Ganz konzentriert ist sie. Gartenarbeit: Umgraben, Unkraut jäten, in der Erde wühlen, sie riechen, Neues pflanzen. Geduldig warten, dass es wächst.

„Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln. Er weidet mich auf einer grünen Aue und führet mich zum frischen Wasser. Er erquicket meine Seele.“

Von dem freien Platz vor der Kapelle tauche ich wieder ein unter die Linden. Hoch über mir fließen die Zweige ineinander. Obwohl sie jetzt kahl sind, bilden sie doch ein schützendes Dach. Das Licht ist gedämpft. Aber es scheint hell am Ende der Allee.

„Und ich sah einen neuen Himmel und eine neue Erde; denn der erste Himmel und die erste Erde sind vergangen, und das Meer ist nicht mehr.“

Auf der Straße ist Bewegung. Eine Mutter schiebt mit ihrem Kinderwagen Richtung Kindergarten. Ein Auto, ein Fahrradfahrer. Wo wollen sie hin? Wohin wird mein Weg führen? Das Tor steht weit offen. Amen.